

ist frisch, messerscharf und vitalisierend. Man zittert vor Aufregung und Kälte.

»Also, was meinst du?«, fragt Rab noch einmal, eine halbe Stunde später, als uns an der Theke zwei Dram Whisky eingegossen werden, die im sanften Licht bernsteinfarben funkeln. Er legt die Hand um das stumpfe Glas.

»Ich glaube, ich könnte mich an das hier gewöhnen«, antworte ich mit glänzenden Augen. Nervös nehme ich einen Schluck von dem Whisky und spüre, wie mich seine Wärme durchflutet. Mit einem Mal kommt es mir gleichzeitig traumgleich und Furcht einflößend real vor, dass wir uns getraut haben, uns in ein anderes Leben aufzumachen. Mir ist immer noch kalt, die Jeans klebt mir an den Beinen, meine Haare sind nass, Wasser tropft in meine Augen.

»Hier, wirf da mal einen Blick drauf.« Rab reicht mir das Stück Zeitung. Es ist so dünn und

feucht, dass es am Rand schon einreißt. Ich lege es hin und streiche die Seite vorsichtig glatt. An manchen Stellen ist die Druckerschwärze verlaufen. Und dann sehe ich es.

Die Annonce ist klein, darin ein briefmarkengroßes Foto von einem verfallenen, verwahrlosten Grundstück auf einer Insel. Seit Jahren träume ich von den Wellen und dem wilden Horizont, und da sind sie nun.

Sämtliche Details waren verschwommen, doch ich wusste, dass es eine dieser glücklichen Fügungen war, die ein Leben für immer verändern können. Dieser offene Himmel und das Cottage, die Anbauten und die darbenenden Felder sprachen zu mir. Vielleicht war es die Aura stiller Verlassenheit, die mich augenblicklich anzog. Ich stellte mein Glas ab und spürte, wie sich etwas in mir löste.

Sag noch nichts, dachte ich und wünschte mir Rabs Schweigen. Mit angehaltenem Atem ballte ich meine Finger zu Fäusten. In meinem Herzen hatte ich keinen Zweifel. In meinem Kopf wusste ich, dass es perfekt war. Abgesehen von einem Haken: Es lag auf einer Insel. Und auf einer Insel zu leben, so hatten wir uns geschworen, war das eine, was wir niemals tun würden.

»Tja, das wäre perfekt, was?«, bricht Rab schließlich das Schweigen. Wir sehen einander an. Dann wenden wir den Blick ab. Wir beide wissen, was wir nicht aussprechen. Ich sage es zuerst, wiederhole unseren Schwur.

»Nicht auf einer Insel.« Ich verziehe das Gesicht. »Das ist zu abgeschieden. Unpraktisch, macht alles komplizierter, unmöglich, Arbeit zu finden. Und wie sollen wir uns dort integrieren? Kannst du dir vorstellen, auf einer Insel zu leben?« Mein

Blick wandert zur Decke, und ich schüttele den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Eine Insel ist zu einsam.«

»Okay, also das Nächste.« Rab zuckt mit den Achseln und blättert um. Doch es gibt kein Nächstes, nichts, was unsere Neugier weckt.

Wir bleiben noch eine Weile in der Kneipe, ins Gespräch vertieft, schmieden Ideen. Als ich aus dem Fenster sehe, klart der Himmel auf. Dort draußen, in diesem Meer, liegen all diese Inseln. Und auf einer, ein wenig abseits von allen anderen, steht ein kleines verfallenes Gehöft leer, das nur darauf wartet, von jemandem geliebt zu werden, von jemandem gefunden zu werden, damit es endlich ein Zuhause werden kann. Ich versuche, nicht daran zu denken, doch es bahnt sich immer wieder den Weg zurück in meine Gedanken, wie um mich zu finden. Während ich die dunklen Wogen betrachte, weiß ich, dass irgendeine

neue Richtung uns erwartet. Und auch wenn es keinen Sinn ergibt, fühlt es sich so an, als würden wir, genau wie die Gänse, einem wilderen Anblick oder dem Ruf unseres Herzens folgen, um irgendwie den Weg nach Hause einzuschlagen.

In London hatte ich glückliche Jahre verbracht. Ich lebte in Notting Hill in einer Erdgeschosswohnung, ein kleines Eisentor führte hinaus in den gemeinschaftlich genutzten Garten. Es war ein ruhiger Zufluchtsort im Herzen Westlondons, umgeben vom Trubel der kosmopolitischen Nachbarschaft. Das war Jahre, bevor der Film mit Julia Roberts und Hugh Grant herauskam, zu einer Zeit, als man sein Gemüse noch bar bezahlte und in einer braunen Papiertüte nach Hause trug, alle Straßenverkäufer mit Vornamen kannte und Zigaretten an der Kasse